

Prozess in Agram.

Von Hermann Bohrer.

Architektonisch läßt sich nicht ohne Bedauern denken als die alte Kirche oben beim Palast des Banus und rings um den Dom. Schönes österreichisches Barock, in welchem der südlichen Anmut gleichsam ein bedächtiger deutscher Ernst, ein bürgerlich hausbackener Sinn auf die Schulter legt. Die untere Stadt zurückgekehrt, sieht man vor dem Jesuiten, den Franziskanern auf den großen Platz gestellt hat, hoch zu Ross und der Säbel hoch geföhrt, gegen Ungarn hin. Da zweien Erinnerungen auf und man kann die Wandlungen der abwechselnden österreichischen Geschichte rezipieren.

Joh ging dann ins Gericht, wo jetzt dieser Prozeß gegen die Serben spielt. Ich meine nämlich, daß man Menschen aus ihren Heben niemals erkennen kann, wenn man sie nicht liebhaft vor sich gesehen hat. Die Geister der Menschen muß man sehen, dann bekommen ihre Heben erst den rechten Sinn. So sah ich denn und sah mir die Geister an, der Richter oben und der Beschuldigten. Ich erlebte dabei wieder einmal, was ich doch im Grunde für ein Theaterstück bin. Gleich waren meine Gedanken bei Reinhardt, als hätte der ein Stück zu inszenieren, und ich läse bei seiner Probe. Jüngerein Stück von der Lolliföhren Art, wo denn immer, wie das schon Lolliföhren Gedanken entspricht, das sieht den Angeklagten günstiger als den Klägern. Aber ich würde da schon zu Reinhardt sagen: „Das ist nun wieder das alte Stück mit Ihrer Vorliebe für die ganz harte und harte Art, die gleich im ersten Augenblick dem Publikum alles handgreiflich gemacht und seine Sympathie gleich entschieden werden soll! Ich verstehe das schon, aber, lieber Max Reinhardt, überstreift denn das Leben so? Ich dachte, so drastisch hat abgeteilt die Dinge doch im Leben nicht. Und mir wird angst, so wie da nicht einmal wieder in der alten Komödie sind, mit den suchernden Beseitigern und der schonmaligen Unschuld. Geben Sie nur acht!“ Es kann aber sein, daß Max Reinhardt mehr vom Leben weiß als ich, die Dinge teilen sich da manchmal wirklich gar draustig ab, und der Unterschied von der alten Komödie ist vielleicht nicht so groß.

Ein kahler, heller Raum. Die Luft ist trüb. Wenig Publikum. Und diese paar Leute drücken sich eng aneinander und halten sich ganz still. Sie sind sehr und regen sich nicht. Denn das Publikum wird hier sehr streng gehalten. Die Frau des Doktors Hinfobio, des Hauptverteidigers, hat neulich mit ihrer Nachbarin gesprochen, gleich hat sie fort müssen.

Im Saalraum am Fenster sitzen die Richter mit großen vorgehenden kupferigen Gehörnern, diesen Schanzbären und bogen, wie verlorenen Augen, aus denen nur Geborgenheit blüht. Merkwürdig ist der hier gewählte Präsident, der aussieht wie jemand, der schlecht schläft und böse Träume hat. Er hört nicht zu, besonders den Anwälten nicht. Dieser spricht er selbst, gern zu, besonders die nervösen Hände beherzigen; immer auf dem Sprung sitzt er da. Nimmt einer der Anwälte das Wort, so schüttelt's ihn, oder er fährt los. Sie wollen immer beweisen, daß diese oder jene Handlung nicht geschehen sei; ihn aber scheint mehr die Öffnung zu interessieren; und er führt manche Neuerungen in den Prozeß ein; wie er zum Beispiel den Verteidigern verboten hat, den Angeklagten, die doch noch garnicht verurteilt sind, die Hand zu reichen. Eine gute Figur macht der Staatsanwalt. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er Talent zu haben scheint. Noch jung, schlank, kampfbereit, agitiert mit seinem Zweider handterend und von einer fast sagenhaften Anmut der beweglichen Gebärden, weiß er seine Sache unbedenklich zu führen. Besonders geföhrt ist er im Angriff, wobei ihm eine gewisse geistige Gelassenheit hilft. Die jeder Augenblick die Stellung wechselt und, wenn ein Argument von einer anderen Seite her, er hat eine geschmeidige Intelligenz, die jeden Sprung wagt, in dem sicheren Gefühl, selbst schon irgendwie wieder auf die Füße zu fallen. Und wenn es einmal für ihn gefährlich wird, läßt er sein Temperament schießen und will überrennen. Seine Begabung wird höchlich vom Präsidenten gewürdigt. Der Staatsanwalt heißt Accurti, und für die angeklagten Serben soll es eine Art Trost sein, daß seine Frau die Tochter des letzten serbischen Wojwoden Suplicic ist.

Die Angeklagten sind Lehrer, Bopen, Händler und kleine Beamte vom Land, durchaus ganz arme Leute. Sie sitzen ergeben da, halb ermüdet und halb schon ein bißchen gelangweilt; und manchmal reißt einer wieder die traurigen Augen auf, als müßte das alles, was er hier hört, doch nur ein einziges großes Mißverständnis sein, und dann senkt er den Kopf wieder und ergibt sich, es geföhnt zu fragen, oder sein flüchtiges Blick geht langsam im Saal herum, Menschen lücheln. Seit Monaten sind sie in Haft, Monate haben sie noch vor sich. Und dann? Sie sind angeklagt, den Tod durch den Strang verdient zu haben. So sitzen sie halt in dem kalten Raum mit dem trüben Licht und erwarten. Einer fällt unter ihnen auf, Nam Prilicovic, der Hauptangeklagte, mit seinem weißen, geistig gerakulierten Gesicht und den großen, fernsichtenden Augen. Es ist das Gesicht eines logischen Schwärmers, den viele Fragen abfinden haben, eines Suchenden, der sich mit der Welt nicht abfinden kann, eines Unlesers im Geiste, der alles Leid austrinken will, um die Wahrheit über das Leben zu erfahren; einen Dämmer-Zug hat es. Er und der Staatsanwalt, da sieht man vielleicht nebeneinander die beiden Größen der Menschheit. Stark liebt in ihm das Bedürfnis zu sein, ins Volk zu gehen und zu helfen. Was er zu wissen glaubt und für recht hält, will er nicht für sich behalten, sondern es soll unter die Menschen kommen, um die Vorden zu lindern. Dieses Bedürfnis haben junge Mütter oft. Der uns ist es ziemlich unbekannt, weshalb es für ihn schwer sein wird, sich verständlich zu machen. Man sieht ihm an, daß er mit Zweifeln gerungen hat, und er macht den Eindruck, ein sehr zartes und reizbares Gewissen zu haben. Deshalb sind auch seine Antworten zu weilen von einer Art, die nicht üblich ist. In einer Verhandlung ist ihm gedroht worden, in Ketten geschlossen zu werden. Er antwortete: „Ich fürchte das nicht. Denn körperliche Qualen können mich nicht schrecken. Sie sind mir eher er-

wünscht, weil sie die anderen, die geistigen, betäuben und die Seele befähigen.“ Zu einer solchen Menschenart, wie sie sich in diesen Worten ausdrückt, wird man hier vielleicht kein rechtens inneres Verhältnis finden, aber dies scheint er nicht zu bemerken. Er redet wohl zu den gläubigen Seelen, die sich, wenn sie etwas für recht halten, ganz sicher fühlen, und er weiß noch nicht, wie die Menschen einander oft misverstehen.

Die Verteidigung führt der Doktor Hinfobio. Er wird hier sehr ebenföhlig geföhrt. Mit einer gewissen großen Vereinfachung, die dann freilich im einzelnen nie völlig stimmt, kann man sagen, daß einst Kroatien zwischen Stroßmayner, dem großslawischen Schwärmer, und dem alten Starcevic, für den es auf der Welt nur Gott und die Kräfte gab, geteilt war. Wer nun in dieser Richtung des Starcevic weiter denkt, hält sich sehr an den Doktor Josip Frank, während die Gläubigen des großen Bischofs zur serbisch-slawischen Konfession gekommen sind, der der Doktor Hinfobio angehört. Er ist ein unermüdlicher Verhandlungsredner, der ganz genau weiß, was er will, und seine Reden sind sehr gut, aber sie sind nicht so sehr, wie sie sein Sport, sich um keinen Preis provozieren zu lassen. Als seine Frau neulich aus dem Saal verwiesen wurde, ist er ganz still geblieben, man hat ihm nichts angeheißt und es war nichts zu machen. Seinem Kollegen, dem Serben Doktor Ducan Popovic wird dies weniger leicht, er hat ein prachtvolles Temperament, gleich schreit ihm das Blut in den ehrlichen Kopf, und er ruht insofern die Hände, weil er, ganz wie die Angeklagten selbst, gar nicht verstehen kann, warum man denn oft, statt Fäulungen hinzunehmen, die ganz plausibel sind, noch nach ferneren und unwahrscheinlichen Motiven sucht.

Dann ist mir noch was Lustiges passiert, wie es schon mein Schicksal scheint, in meinem Vaterland nirgends unangefochten zu bleiben. Die Panf der Journalisten hat befehlt, so luden mich die Verteidiger ein, zu ihnen zu kommen. Dies war mir erwünscht, weil sie mir ja manches erklären konnten. Auch habe ich einen Gang zu Hinfobios Altem, der war es mir recht, mich an die Worte des Altem zu setzen. Wohl eine Staatsanwalt in einem Zitat mit dem Doktor Popovic neben mir geriet. Da fragte der Präsident, wer denn eigentlich der neue Verteidiger da wäre, nämlich ich. Und ich weisste ja gemeinlich, daß Zuschauer und Zuhörer aus dem Norden oder Westen hier jetzt gerade sehr erwünscht sind oder doch sich placieren sollen, daß sie nichts davon verstehen. Liebrigens weiß ich den Präsidenten allen Dank, es ist mir lieber, daß er mich fortgeschickt hat, als wenn er mich am Ende dort befallen hätte.

Nachts fuhr ich heim. Die Straße nach Steinbrück scheint die Bestimmung zu haben, die Entfernung zwischen Agram und Wien zu vergrößern. Der Zug war mit Wäsendenervoll. Bauern vom kroatischen Land, nach America getrieben, ein paar hundert. Aechstend schon der Zug sich in die schwarze Nacht hinein. An den Stationen, im Dunkel, ihre Mütter, Weiber und Kinder, mit den Schürzen wühend, in die Hände weinend. Der ächzende Zug aber unerbittlich fort in die schwarze Nacht. In der Ferne verhallt das Wimmern. Und die Bauern schreien, gerollt: Nach America!

Die Entwicklung der plastischen Chirurgie.

Von (Nachdruck verboten.)

Professor Dr. med. Eugen Holländer.

Unter plastischer Chirurgie versteht man denjenigen Teil der Chirurgie, dessen Ziel es ist, verunstaltete, durch Krankheit oder Gewalt verletzte oder verletzte Teile des menschlichen Körpers zu ersetzen. Wie jeder Gebilde weiß, besitzt der menschliche Körper nicht die Fähigkeit, mancher Art Verluste, verloren gegangene Körperteile neu zu bilden. Statt dieser Gidehennatur hat er namentlich im jugendlichen Alter die Fähigkeit, den Ausfall mancher Gewebeart durch Wucherung der übriggebliebenen Substanz auszugleichen. So übernimmt zum Beispiel der Wundheilungsapparat eine Lücke die andere daran Arbeit, indem sie gleichzeitig in Größe zunimmt. Diese kompensatorische Epithelbildung ist nur dem noch beschränkt auf die Wundheilung, deren regenerative Kraft die sogenannten Epithelien. Entstehen aber an irgendeiner Körperstelle durch irgendeine Gewalt ein Defekt, so ist der Körper nur imstande, diesen durch Vernarbung zu schließen. Das heißt, es tritt eine gleichmäßige Erziel der verloren gegangenen Gewebeteile ein, sondern dieselbe bindegewebige Membran für alle Arten menschlicher Gewebeteile. Dieser offenbar Schwäche der tierischen Konstitution suchte nun der menschliche Geist dadurch entgegenzutreten, daß er den Defekt durch artgleiche Substanz auszumachen suchte. Die historische Betrachtung dieses Ausgleichs verleiht uns einen Einblick in die Entwicklung der plastischen Chirurgie.

Der charakteristische Körperpart, der dem Gesichte den Stempel der Persönlichkeit gibt, ist ohne Zweifel die Nase. Und gerade dieser Teil, dessen Verlust das Opfer aus der menschlichen Gesellschaft ausstößt, ist in seiner Proportion seit Menschengedenken allerlei Gefahren ausgesetzt. Das Schlagen der Nase galt bei vielen Völkern Normannen, Sennen, Andern, Engländern, als bester Behandlungsweise für Kriegsgewaltene. Durch diese Strafe entstellte man Diebe und Ehebrecher; von vielen Völkern wissen wir, daß sie zur Zeit des Kampfes mit dem Schwert trotz schmerzhaften Verlustes der Nase, während bei der heutigen Kriegsführung das Ziel, welches die Nase trifft, meist ihren Träger tölet. Doch alle diese Eventualitäten kamen der Häufigkeit nach nicht so sehr in Betracht, wie die Chance, durch Krankheiten die Nase zu verlieren. Das ominöse Dreigesirn Lepa, Syphilis und Unus bedrohte mit Vorliebe die mittlere Gesichtspartie, und gelegentlich selbst Cholera und jegliche Pestilenz an dieser Stelle zerstörten. Hieraus erhellt zur Genüge, daß sich in der Geschichte der Rhinoplastik (Nasenreparatur) die Geschichte der Technik der plastischen Kunst widerspiegelt. Denn die Bedürfnisfrage regelt auch hier die Gegenweise. Doch zwischen der Konzeption des Gebankens und seiner tatsächlichen Vollendung liegt meist die tiefe Klart des Misslingens. Wenn wir trotzdem sehen, daß schon in frühester Zeit viele schwierige Operationen offenbar mit genügendem Erfolg ausgeführt wurde, zu einer Zeit, in der die Prinzipien der Wundheilung und der Wundverhaltung noch ein dunkles Rätsel waren, dessen Lösung noch nicht einmal verstanden war, so muß das zunächst als seltsamer Vorprung vor der späteren Chirurgie erscheinen. Die innere Klärung über diese Tatsache liegt aber offenbar darin begründet, daß Gesichtswunden eine größere Tendenz zur Heilung haben und daß die Antiseptik, welche die Chirurgie erst zu ihrem unerlösten Siegeslauf auf den stolzen Jenner

lebte, bei plastischen Operationen des Gesichts unentbehrlich ist. So kommt es, daß die plastische Chirurgie, in der die föhliche Chirurgie nach in den Rind schubsen konnte, die plastische Chirurgie des Gesichts schon hier und dort Triumphe feiern konnte. Noch einer anderen föhlichen Hypothese ist hier schon ein Platz gewöhnt. Wir werden nachher hören, daß die alte indische Methode des Jansenjakes seit Jahrhunderten im Besitze der Topfergilde gemeinen sei. Diese zunächst erstaunliche Ausübung einer Vollschärfe verleiht, mit den Augen eines Modernen gesehen, seine Selbstanfertigung, wenn wir bedenken, daß das Arbeiten und Kneten mit feuchtem Ton die Hände besonders geschmeidig und apertiföhig macht, also geeignet zu chirurgischer Handhabung.

Bereits in der Ära des Eusebio der indischen Medizinindie aus der dramatischen Periode, einem Werke, das nach eigener Bezeichnung der Brachar selbst zum Autor hat, finden wir die erste Beschreibung des plastischen Erlasses von Oberlippe und Lippe. Der Arzt nehme ein Pflanzenblatt von der Größe der Nase und schneide nach diesem Modell aus der Wange ein Stück Haut zur Deckung der fehlenden Nase, dann frische er die Narben an und vereinige die Wundränder schnell, nachdem er noch vorher zwei Nähnägen für die Naslöcher eingesticht hat. Später wird dann die Brücke weggeschnitten. „Dann folgen die Worte: „Wer da weiß, daß die Vertiefung der Lippe ebenso ist, wie die der Nase, mit Ausnahme der Anwendung der Nähnägen, der verdient es, Könige zu behandeln.“ Sehr klar ist auch die Technik des Erlasses der Ohrfläppchen: „Zemjenigen, der sein Ohrfläppchen hat, kann der Arzt eins machen, indem er den Stoff dazu aus der Wange nimmt, aus lebendigem noch anhängendem Fleisch, nachdem er zuvor die Stelle wund gemacht hat.“ Aus dem Verfall dieser indischen akademischen Medizin mit ihrer föhlichen empirischen Charakter zeichnen sich einige typische Operationen, wie dieses auch anderwärts und zu anderer Zeit geföhrt, in die Hände von Empirikern, Vollschärfern oder, wie indische Medizin kenntlich, die die chirurgische Technik als Familienkunst vom Vater auf den Sohn vererbten; unter diesen Operationen auch diejenige indische chirurgische Erfindung, die Plastik. Die älteste Urkunde, welche diese Hinduplastik Europa bekannt machte, ist ein Flugblatt, welches von S. Waleis zu Bombay am 20. März 1794 mit der Illustration eines Jades herausgegeben wurde, dem die abgebildete Nase durch einen Hirnhautlappen gleich ersetzt war. Von diesem Blatt, von dem auch die medizin-historische Sammlung im Kaiserin Friedrich-Haus ein Original besitzt, erschien im Gentlemans-Magazine 1794 eine Kopie. Gleichzeitig ist auf der Zeichnung die Vappenburgung und die Art der Anfrischung markiert. Die Enquete, die sich an diese bis dahin Europa unbekannte Mitteilung schloß, ergab, daß seit Menschengedenken sich in den Familien der „Brickmaker-cast“ die Kenntnis dieser Operation fortgepflanzt habe, die mit wenig Ausnahmen von Erfolg begleitet war. „Arzt, der einer solchen Operation einmal beigegeben hat, behauptete, sie habe 1½ Stunden gedauert und sei mit einem alten Messerwerk ausgeführt worden, dessen stumpfe Schneide alle Augenblicke geföhrt werden mußte.“

Es wiederholt sich bei diesen Dingen, das an verschiedenen Orten der Welt auftretende, das an anderen und ähnelnde Zusammenhang menschliche Gründungsgebiete derselben Weg geht, zu demselben Ziele kommt. Das Bedürfnis schafft den Weg, und dieser wieder wirkt als Motor der Vollendung. Finden wir bei Hippokrates, dem Vater der akademischen Medizin, so nicht die Vorstellung einer plastischen Operation, so widmet Cornelius Celsus der Chirurgia curtorum, das heißt der Chirurgie der Defekte und Spalten, das 9. Kapitel seiner berühmten Schrift de Medicina. Was als plastische Leistung des Celsus Namen führt, ohne daß er wohl diese Methode erfunten hat, ist die später von Dieffenbach angegebene Art, die Haut durch Entparnungsschnitt so zu lockern, daß man sie durch Naht vereinigen kann.

Jahre 1509 Jahre später tritt uns unter ähnlichen ja analogen Bedingungen wie in Indien die Rhinoplastik wieder entgegen in der Hand der Familie Branca, die diesen Zweig der chirurgischen Kunst als Spezialität betrieb. Branca-Sohn erweiterte des Vaters Technik und fertigte auch Lippen und Cheren. Dieser weitere Ausübung der plastischen Kunst in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Süditalien besitzen wir wenig Mitteilungen. Es sieht aber sehr, daß Branca-Sohn die neue Nase aus der Haut des Oberarmes gebildet habe und daß er bereits am 15. bis 20. Tage die neue Nase vom Arm abtrennte. An der folgenden Zeit sehen wir, daß diese Kunst als Familiengeheimnis gehütet und die Verfall ihrer Ausübung von Stylien nach Kalabrien verlegt wurde. Jetzt werden auch die Mitteilungen föhlicher häufiger, die aus Norditalien stammend entweder zufällig Tropea oder Messina berühren oder mit der Ablicht, die Operation anzugehen oder auszuführen zu lassen, dorthin reifen. Darfbar Verfallungen solcher, die durch die wunderbare Kunst, die nur im Besitze eines einzigen Mannes sei, eine neue Nase, ganz ähnlich der ersten, wieder erhalten haben, werden uns berichtet. Der berühmte Pariser Chirurg Ambroise Paré erwähnt einen Oculum, der sich noch im Jahre 1570 zum „Maistre relesaur de nez perdue“ nach Italien begab, um seine Nase relesaurieren zu lassen. Es ist deshalb wichtig, Plastik dokumentieren und der Völkerverfall, die sich an den berühmten Namen des Gaspard Tagliacozzi knüpft. Vorher aber müssen wir noch erwähnen, daß es der deutsche Chirurg Heinrich v. Hofmeister war, welcher in seiner 1460 verfaßten „Bündel-Erneuer“ eine genaue Beschreibung des kalabrischen Verfahrens gegeben hat. Er hat die Kunst von einem Welschen gesehen, der vielen Leuten damit geholfen und viel Geld damit verdient hat.

Das Verdienst Tagliacozzis (1546-1599), als erster in der medizinischen Weltgeschichte dieses Gebiet wissenschaftlich bearbeitet zu haben, hat eine verschiedene Beurteilung gefunden. Mag er auch vielleicht im Erfolge seine Vorgänger nur unwesentlich übertraf haben, so hat er doch seine Kunst nicht gehütet sich im Stalle gemietet. Er hat in dieser Zeit sein Verfahren seine Methode klargelegt und hat seine Schüler zu machen. Er nahm die Kunst zur neuen Nase aus dem Oberarm und versuchte drei bis vier Monate zur vollkommenen Heilung der Operation. Seiner Behauptung, daß vier von ihm operierte Geblute mit der neuen Nase zurückerneuert gewesen wären, als mit ihren früheren, steht die Behauptung des Falloppio entgegen, der ein Operationsresultat des Völkerverfallers als „non nasus, sed nasellus“ bezeichnet. Andere Autoren, unter anderen der berühmte Pariser Paré, loben ihn als den Nachahmer der Natur. Aus der Schilderung des Operationsverfahrens geht schon mit Sicherheit das hervor, was man bei der plastischen Wiederherstellung des Verfahrens selbst erlebt, daß diese keine plastische Methode, die allerdings Gebild und Sorgfalt sowohl für den Operateur als auch für den Patienten erfordert. Und so ist es nicht zu verwundern,